

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Bénédicte Belpois

HINGABE

Roman

Aus dem Französischen von Eva Scharenberg

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel

›Suiza‹ bei Éditions Gallimard, Paris

© Éditions Gallimard 2019

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-390004-0

Die Leute hier werden alles Mögliche über mich erzählen, lauter Geschichten mit ähnlichen Schlagzeilen. Gewalt und Probleme lägen mir in den Genen, ich sei der Sohn meines Vaters, und es habe ja so kommen müssen. Sie werden meine Geschichte sogar jenen erzählen, die sich gar nicht dafür interessieren, die zufällig vorbeikommen, einen Bekannten im Dorf besuchen oder sich die Gegend anschauen wollen. Aber keiner kennt die Geschichte wirklich, mit Ausnahme von Ramón. Und Agustina, wenn ich es recht bedenke, aber sie ist alles andere als neutral, ich war wie ein eigener Sohn für sie. Vor allem Ramón hätte das Recht gehabt, meine Geschichte zu erzählen, denn er lebte praktisch bei uns.

Er war der Erste, der wusste, dass ich krank war. Wirklich ernsthaft krank, nicht bloß ein Schnupfen. Ja, so hat diese Geschichte angefangen, mit einer fiesen, ziemlich abscheulichen Krankheit.

Und tückisch dazu, denn ich merkte es nicht sofort. Am Anfang spuckte und hustete ich nur, hatte Fieber, ich dachte, es wäre eine einfache Grippe. Nicht einmal das Rauchen gab ich auf. Don Confreixo verschrieb mir Antibiotika, aber es wurde nicht besser. Es ging mir dreckig.

Eine Woche später schickte er mich in die Notaufnahme nach Lugo, und dort wurde ich auf den Kopf gestellt. CT der Lunge, dann des ganzen Körpers, die Ärzte wuselten um mich herum, diskutierten an meinem Bett über das weitere Vorgehen, neue Untersuchungen und Diagnoseverfahren, während ich unruhig wurde, als ich an den Haufen Arbeit zu Hause dachte: In ein paar Tagen wäre es Zeit für die Heuernte, ausgerechnet jetzt hatte einer meiner besten Traktoren den Geist aufgegeben, außerdem standen die Gesundheitskontrollen für das Vieh an, und das drohte haarig zu werden: In Terra Chá gab es noch immer einige Fälle von Katarrhalfieber, die uns die Exporte verhaselten. Schließlich entließ ich mich gegen den Rat der Ärzte selbst, bat sie, mich an meinen Hausarzt zu überweisen, wenn sie sich über die Diagnose und das weitere Procedere endlich geeinigt hätten. Aber ich spürte, dass es riskant war.

Gleich am nächsten Tag, in aller Früh nach dem Melken, rief Don Confreixo an.

»Tomás? Bist du zu Hause? Du musst heute Vormittag vorbeikommen, das Krankenhaus hat mich angerufen, ich habe die Ergebnisse.«

»Das geht nicht, Doktor. Heute steht die Kontrolle der Viehbestände an. Ich muss nach Orense, nach einem Traktor schauen. Ich bin schon spät dran.«

»Das war keine Frage, Tomás, du musst kommen, es ist dringend. Bitte.«

Gerade war Ramón gekommen, ich rannte zum Traktor, wehrte ihn mit einem »jaja« ab. Ich war auf hundertachtzig,

weil ich wusste, dass ich meinen Plan, heute Morgen eine Menge wegzuschaffen, vergessen konnte.

Im Sprechzimmer setzte er seine Brille auf, die einen echten Arzt aus ihm machte, und öffnete den Mund, dann schloss er ihn wieder, ohne etwas zu sagen, holte nur tief Luft. Zwei- oder dreimal machte er den Karpfen, das ging mir auf die Nerven, also stieß ich hervor:

»Schlimm?«

»Ja.«

»Krebs?«

»Ja«, antwortete dieser Idiot.

Einfach so. Er schluckte schwer und sah mich an wie ein blinder Lemur, ich verstand, mit Samthandschuhen würde er mich nicht anfassen, da war ich hier an der falschen Adresse.

»Wie lange hab ich noch?«

Ich sagte es, ohne wirklich nachzudenken, denn in Filmen sagt man das immer, wenn man eine solche Nachricht bekommt. Mit angsterfülltem Gesicht. In Schwarz-Weiß pressen die Hauptdarsteller ihre Zähne zusammen und flüstern biblische Phrasen, dass man meint, sie hauchten ihr Leben aus.

»Das ist aber ein bisschen voreilig, Tomás! Wir wollen nicht über deine Überlebenschancen sprechen, sondern über deine Heilung.«

Ach, immerhin ließ er sich zu einer Ermunterung herab, dieser Quacksalber.

Ich schaute auf meine Hände, meine großen Bauernpranken, trotz allem ziemlich saubere Nägel, fand ich, und

fragte mich, ob ich Zeit für einen Rioja haben würde, bevor ich wieder an die Arbeit ging.

Gemäß Protokoll machten wir Termine aus, die ich einzuhalten hatte, Don Confreixo kümmerte sich um alles, aber vermied es, mir in die Augen zu schauen. Er nestelte an meiner Akte herum und räusperte sich regelmäßig, rief Kollegen an, um schnell einen Termin bei einem renommierten Pneumologen für mich auszumachen.

In der Kneipe traf ich Ramón.

»Ich habe eine Rippenfellentzündung. Ich muss wahrscheinlich noch mal für ein paar Tage ins Krankenhaus, bekomme Antibiotika, und neue Röntgenbilder müssen gemacht werden, vielleicht sogar ein Eingriff. Frag Alberto, ob er dir zur Hand gehen kann, während ich in Lugo bin.«

Der Hof war kein Problem, der Alte wusste genauso gut wie ich, was zu tun war. Schwieriger war, was ich einpacken sollte: Ich hatte noch nicht einmal einen Schlafanzug. Ich schlief nackt. Oder in meinen Kleidern, wenn ich zu besoffen war.

Ich hatte also Zeit für einen Rioja. Trank sogar drei, während der Alte mich auf den neuesten Stand brachte, was die Felder anging.

So hatte es eigentlich angefangen. Den Rest werde ich versuchen, einfach zu erzählen. Denn vielleicht mag ich nicht die hellste Kerze auf der Torte sein, aber auch nicht der Psychopath, für den die Leute mich halten. Ich habe mein Bestes gegeben, aber darauf bin ich nicht vorbereitet gewesen, und ich weiß nicht, was ich sonst hätte tun können.

Beinahe war ich froh, endlich ins Krankenhaus zu gehen.

Der Schlafanzug war kein Problem gewesen, ich war wohl kein Einzelfall. Ich hatte den zwölfjährigen Waisenjungen gemimt, dem niemand einen Schlafanzug fürs Ferienlager einpackt, die Krankenpfleger hatten mir mitleidig ein großes Nachthemd gegeben, das hinten offen war. Jedes Mal, wenn ich aufstand, um pinkeln zu gehen, sah mein Zimmernachbar meinen Hintern, sosehr ich auch versuchte, das offene Hemd mit meiner linken Hand zusammenzuhalten. Aber da ich gleichzeitig mit der rechten Hand den Infusionshalter schieben musste und mich sowieso immer wie ein Elefant im Porzellanladen benahm, endete es damit, dass ich doch meinen Allerwertesten präsentierte, um nicht gegen das Bett zu stoßen, die Tür, den Stuhl, all die absichtlich dort aufgestellten Hindernisse, die mich den letzten Nerv kosteten und mir unter die Nase rieben, dass ich zu groß war, zu schwerfällig, zu dämlich.

Am liebsten hätte ich zu den Weißkitteln gesagt: Operiert mich. Schneidet mir alles raus, was rauszuschneiden ist: Lunge, Leber, Milz und Herz. Ich will dieses verdorbene Fleisch nicht mehr, in dem gegen meinen Willen etwas Grauens wächst. Die Ärzte waren nicht alle dafür, sie brauchten zwei Tage für die Entscheidung, ja, sie würden mich schließlich aufschneiden, um diesen Dreck rauszuholen, der meine Lunge zerfraß.

Gleich nach dem Eingriff glaubte ich, es gehe mir gut. Ich hatte keine Schmerzen, sie setzten mir regelmäßig einen Schuss, zusätzlich sickerte durch die Morphinpumpe ein sedierendes Glück in meine Adern. Sie kümmerten

sich um mich, das muss ich schon sagen. Die Krankenschwestern waren nett, aber dick und hässlich: nicht eine, die den Schnitt anhob, nicht mal eine, die mich heiß machte. Von den Strapsen und aufreizenden Dekolletés aus den Pornoheften keine Spur, sie rannten ununterbrochen durch das ganze Krankenhaus, kamen nur, um mich umzudrehen wie einen Crêpe und mir den Rücken mit irgendetwas Stinkendem zu waschen, so in der Art wie teures Kölnischwasser. Sie standen drauf, mir den Rücken zu waschen, ich wusste nicht, warum, hinterher fragten sie mich immer, ob ich mich »frischer« fühlte. Es brannte, aber ich sagte nichts, ich wollte ihnen nicht den Spaß verderben. Sie wuschen mir auch den Penis, aber mit Gummihandschuhen, kein Scherz, das machte mich überhaupt nicht scharf.

Abgesehen davon schien seit zwei Tagen die Sonne, und wir hatten eine Affenhitze, ungewöhnlich, selbst für die Jahreszeit. Kein Gewitter, auf meinem Plastiklaken schwitzte ich wie ein Bulle, und ich dachte an meine Felder, scheiße ... Normalerweise hätte ich jetzt Heu machen müssen. Ich hoffte, Ramón würde mit den Feldern am Hang anfangen, da war es immer am schnellsten reif. Aber das wusste er besser als ich.

Ich hatte ihm verboten, mich zu besuchen, er sollte sich lieber um meine Felder kümmern, und ich wollte nicht, dass er mitkriegte, dass ich kränker war, als ich vorgab. Er kannte mich in- und auswendig, ich wusste, dass er sich alles zusammenreimen würde. Wegen einer Rippenfellentzündung schnitt man niemanden auf.

Was meinen Fall betraf, verstand ich gar nichts, obwohl man mir alles erklärte wie einem Schwachsinnigen. Ich war zum Analphabeten geworden. Nichts zu machen, dieses Fachchinesisch ging nicht in meinen Schädel. Das hier betraf jemand anderen, ich sah mich durch die Gänge gehen, essen und pinkeln, hatte das Gefühl, in einem Film zu sein und eine andere Person dabei zu beobachten, wie sie das erlebte, was ich erlebte: Der Kerl war stark, er spielte gut. Er würde den Oscar für den besten Krebskranken abräumen.

Ich lächelte sogar, als ich mich nackt und komplett mit Betadine® bepinselt im Spiegel sah, baumelnde Schläuche, um den Oberkörper ein Druckverband, es sah aus, als hätte ich super Brustmuskeln. Mit der Wunde würde ich den Mädchen erzählen können, ich sei Söldner in Zaire gewesen und hätte einen Machetenschlag abbekommen, der mich eine ganze Weile außer Gefecht gesetzt hätte. Die Sache war nur, dass ich nie mit Mädchen sprach.

Zwei Wochen später wurde ich an einem Vormittag aus dem Krankenhaus entlassen. Abends ging ich mit Ramón ein Estrella trinken, ich fühlte mich fit, nur ein bisschen langsam, wenn ich so drüber nachdachte, mit einem leicht wattigen Gefühl, das sicher mit der Anästhesie zu tun hatte. Ich hielt große Stücke auf die Medizin und sagte mir, Hand aufs Herz, Fortschritt lässt sich nicht aufhalten. Ramón nahm sich ein Mädchen, es juckte mir in den Fingern, es ihm gleichzutun, um diese Angst zu vergessen, aber ich musste vernünftig bleiben. Ich schnorrte nur eine Zigarette von Felipe, die bei mir einschlug wie ein

Tütchen. Zum Glück war der Alte schon blau, sonst hätte ich mir sicher dieselbe Moralpredigt wie am Nachmittag anhören können, als ich mir von ihm eine Ducados schnorren wollte.

Auf dem Weg zu der alten Edelmira, seiner Vermieterin, stützte ich ihn, das ging also noch, der Alte musste immerhin um die siebzig Kilo wiegen, und er stützte sich fröhlich auf mich, immerhin auf meine gesunde Seite ohne Operationswunde. Ich achtete aber darauf, dass er die noch immer schmerzende Wunde nicht berührte. Der Trottel sabberte an meinem Hals und säuselte, er liebe mich. Allerdings gefolgt von einem »Mein dreckiges kleines Häschen«.

Als ich wegen meiner Krankheitstage wieder zu Don Confreixo ging, damit er die Formulare ausfüllte, sagte er nichts weiter, nur, dass er den Operationsbericht bekommen habe.

Er hielt das zweimal gefaltete Blatt in den Händen und las.

Ich wartete abwesend, leicht schläfrig – seit einer Woche Dauerzustand. Ich beobachtete eine Fliege, die über den Stapel Akten hinter ihm krabbelte. Mach die Biege, Fliege. Kleines vages Lächeln. Er las immer noch mit ernstem Gesicht.

Mein Blick blieb an dem Brief hängen, und spiegelverkehrt sah ich den ersten Teil, das obere Drittel, bis zu dem Knick. Ich saß nicht sehr dicht, konnte nur die fettgedruckten Buchstaben lesen: *Tómás López Gabarre*, und dann

zwei Zeilen darunter: *nicht kleinzelliges Karzinom, Stadium IIB, T2N1M0*. So etwas in der Art. Aber nur *Tomás* und *Karzinom* kamen bei mir an.

Es war wie eine Ohrfeige. Eine schallende Backpfeife, dass dir die Birne wegfliegt. Ich war die Fliege, auf die gerade die Fliegenklatsche niedergesaust war, tot, zerquetscht, nur die Beine bewegen sich noch ein bisschen, aus Reflex.

Ich erinnere mich nicht an das Ende des Termins, ich erinnere mich nur noch, dass ich aus der Praxis ging und auf die Straße stolperte. Im wahrsten Sinne des Wortes, aber in Zeitlupe. Verwirrt sah ich die Passanten, die wenigen Autos auf der Straße, diesen morgendlichen Trubel. Dieses Leben, an dem ich plötzlich nicht mehr teilhatte. All die Leute, die nicht wussten, dass ich sterben würde, bestimmt unter schrecklichen Qualen. Ich wollte schreien. Krebs, verdammt. Krebs. Als hätte ich es mit einem Mal verstanden: Die Krankheit drang in mein Gehirn vor, ich hatte sie mir gerade auf die Stirn tätowieren lassen. Ich begriff, dass ich die Nachricht bisher komplett ausgeblendet, sie in den letzten Winkel meines Bewusstseins verbannt hatte, ohne ihr auf den Grund gegangen zu sein, weil zu heftig, zu ungerecht. Ich war wie erschlagen, versteinert, und schob es schnell beiseite, um mich aufrecht halten zu können, nicht zusammenzubrechen wie ein Häuflein Elend, mich nicht auf dem Boden zu wälzen und zu heulen wie eine alte Frau. Um ganz einfach weiter lebendig zu bleiben und den Tod zu verjagen, der mich soeben auf den Nacken geküsst und mir zärtlich ins Ohr gesäuselt hatte. Krebs war die Realität für mich, in mir, er spielte gegen mich. End-

lich realisierte ich die Dimension der Angst, Panik lähmte meine Beine, Wut brachte mein Herz zum Rasen, Traurigkeit ließ mir die Tränen in die Augen steigen.

Ich gab Ramón ein Zeichen, der bei einem Bier an der Theke auf mich wartete. Er stürzte auf mich zu. Ich murmelte:

»Bring mich nach Hause, ich muss mich hinlegen.«

Ich konnte damit nicht alleine nach Hause gehen.

Der Alte verstand, er schaute auf seine Schuhspitzen.

»Ich komme mit, wenn es dich nicht stört, Junge. Ich habe im Moment mit Rückenschmerzen zu tun, würde mich auch gern ein bisschen hinlegen. Dann müssen wir die nächsten Tage aber schuften wie die Berserker.«

Während der kommenden Tage musste ich trotz allem weiterleben, schlafen, essen, arbeiten. Tausend alltägliche Dinge erledigen. Als ich im Supermarkt in Lugo an der Kasse stand, war mir danach, all diesen ahnungslosen Leuten entgegenzuschreien, ich hätte Krebs. Und ich rechnete aus, wie viele von uns hier betroffen waren. Zehn Prozent hatte ich gehört. Ich zählte zehn, einem unter ihnen ging es wie mir. Vielleicht konnte ich ihn erkennen. Er musste traurig aussehen, krank, niedergeschlagen. Ich flüsterte: »Wo bist du, mein Leidensbruder?«

Ich fand ihn nicht. Wir hatten nicht denselben Tätowierer.

Ich durfte mir nichts anmerken lassen, um mir die Jeremiaden zu ersparen. Jedem, der mir den Rat gegeben hätte, nicht den Mut zu verlieren, hätte ich eine Kopfnuss verpasst. Dennoch hatte ich Angst. Diese große Angst, die dich lähmt, versteinert, dich weich in den Knien werden lässt.

Seit ich mit meinem Kumpel, dem Karzinom, lebte, passierten mir seltsame Dinge: Sobald ich einen alten Menschen sah, packte mich eine Welle der Wut. Ich hasste graue Haare, zahnlose Münder, vor Arthritis gekrümmte Gestalten, weil ich wusste, dass ich davon ausgeschlossen war. Diese Alten lebten, wohingegen ich sterben würde, mit gerade einmal vierzig Jahren. Eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Diese Alten jammerten in einer Tour. Wussten über alles und jeden Bescheid. Verurteilten dich mit ihrem Maßstab von gestern oder verkauften dir ihr erbärmliches Leben und ihre armseligen Erfahrungen wie Grundgesetze. Ich wollte ihnen ihre Erinnerungen stehlen, die Zeit, die ihnen blieb. Ihren Ruhestand, um den sie so große Angst hatten, Angst, sie könnten ihn verlieren.

Ich beneidete sie um ihr Alter, es machte mir keine Angst mehr, ich sehnte mich danach, missgönnte es ihnen. Ich wollte knorrige Hände und eine Vergangenheit, Rheumaschmerzen, wenn sich Regen ankündigte. Ich wollte Enkelkinder, die ich auf meinen Knien schaukeln konnte, einen Rollator, um damit mein Brot einkaufen zu gehen. Ich wollte mich in meine Windeln erleichtern, das Pflegepersonal in meinem Altersheim ärgern, Karten spie-

len, und dabei mit meinem Gebiss mampfen. Ich wünschte mir sehnlichst all diese Wehwehchen, diese Kompromisse, diese bescheidenen kleinen Freuden als Belohnung für ein arbeitsreiches Leben. Das stand mir zu wie jedem anderen. Vielleicht sogar eher als anderen.

Nur der alte Ramón fand vor meinen Augen Gnade. Schon allein deshalb, weil er den Mund halten konnte.

Mit Kirchen war es das Gleiche. Sobald ich eine sah, wollte ich sie anzünden, die Buntglasfenster mit Steinen einschmeißen. In Dauerschleife sagte ich mir den Vers dieses französischen Dichters auf, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere: *Und am Abend warfen wir Speere in die Sterne. Über der Tür stand graviert: »Gott ist ein ungebet'ner Gast.«*

Gott? Dieser Mistkerl ließ mich im Regen stehen.

Vergiss ihn.

Es war ein Tag wie jeder andere, als ich sie zum ersten Mal sah. Ich drehte mich zur Bar um und sah diese Frau.

Die Sekunden dröhnten in meinem Kopf, einzeln, intensiv wie eine Totenglocke. Verlangen überkam mich, wie der Sturm, der dem Hagel vorausgeht. Mein Herz pumpte sich unweigerlich auf, platzte fast in meinem Brustkorb, der plötzlich zu klein war. Was von meiner Lunge noch übrig war, war verschwunden, eingefallen, denn ich hatte aufgehört zu atmen.

Ich schloss die Augen, kurz vor dem Kollaps, schnappte nach Luft.

»He! Junge! Alles in Ordnung? ... Tomás?«

Die Stimme des Alten holte mich wieder runter. Ich tat einen tiefen Zug an meiner Zigarette, um mich zu vergewissern, dass ich wieder atmen konnte, dass ich noch am Leben war.

»Doch, doch. Keine Sorge. Ist fast schon zu kühl hier, der Unterschied zur Hitze draußen ist zu groß. Es geht mir nicht so gut. Ein bisschen müde wahrscheinlich, die Antibiotika. Keine Sorge ... Keine Sorge, es wird schon.«

Damit wollte ich mich selbst überzeugen.

»Du machst mir Angst, Kleiner! Sogar bei deiner dunklen Haut bist du grün wie eine Mandel. Und kannst du verdammt nochmal nicht aufhören zu rauchen?«

»Erschöpfung, ich hab's dir gesagt. Ich mache eine Siesta. Und das Rauchen ... dafür ist es zu spät.«

»Tja, hast recht, schaufel dir dein eigenes Grab, Junge, ich mein ja nur ...«

Ich grinste wie ein Idiot. Ich wusste, den Alten dazu zu bringen, mich in Ruhe zu lassen, würde kein Problem sein. Hier interessierte er sich nur für den Fernseher. Beruhigt durch mein Lächeln, wandte er sich wieder seiner Nachrichtensendung zu. Der Alte betete diesen riesigen Flachbildschirm geradezu an, den einzigen Luxus dieser verrauchten Kneipe. Das war seine Droge, sein Koks, er schnupfte es jeden Mittag, injizierte die Sprecherin mit den blutrot angemalten Lippen, den kleinen, makellos runden Brüsten und der eng anliegenden Designerbluse in seine Pupillen. Die Nachrichten strotzten wie üblich vor Elendsschicksalen, vor Angst und Ungerechtigkeit,

aber das war dem Alten ziemlich egal, denn alles war ja in HD.

Ich hatte wieder Gelegenheit, die Frau zu mustern, aus wenigen Metern Entfernung. Fast hatte ich Angst, sie anzuschauen. Ich ließ den Blick ganz langsam nach links schweifen, hatte Schiss, dass sie verschwinden oder anders aussehen würde, so etwas in der Art. Sie spürte meinen Blick nicht, wischte mit einem nassen Tuch und langsamen Bewegungen die lange Kupferverkleidung der Theke auf der Seite der Gäste: Ich hatte freie Sicht auf sie.

Sie beugte sich ein bisschen vor, ich stellte mir den Ansatz ihrer weißen, leicht hängenden Brüste vor, die empfindliche Haut wie Milch, die sich unter dem Stoff ihres luftigen Kleides verbarg. Ihre rotblonden Haare fielen ihr in weichen, dünnen Locken ins Gesicht.

Ihre großen, leeren Hundeaugen ließen sie leicht dümmlich wirken, doch ihre Farbe, azurblau wie die Sommertage, machte das wett. Vor Eifer leicht geöffnete Lippen, feucht und zartrosa wie Perlmutter. Weil sie so klein war und so unglaublich weiß, wirkte sie zerbrechlich. Sie hatte etwas übertrieben Weibliches an sich, unglaublich sanft, unglaublich blass, was in mir den starken Drang weckte, sie zu packen, zu schütteln, zu ohrfeigen, sie letztendlich zu besitzen. Sie besitzen. Sie eben vögeln. Aber zuerst schlagen.

Ich wurde hart, die Erektion, eingeschnürt in meiner Hose, war schmerzhaft. Ich wollte aufstöhnen. Ich versuchte, mich zusammenzureißen, sah zur Decke hinauf, wollte noch tiefer atmen, ohne Ramóns Aufmerksamkeit

zu wecken. Ich streckte die Beine aus, um den Druck auf meinen Penis erträglicher zu machen, verschränkte die Arme, trank einen Schluck Bier, zog die Beine nervös wieder an, und dann das Ganze wieder von vorn. Ich schwitzte wie ein Schwein, spürte, wie mir der Schweiß den Rücken runterlief, an den Innenseiten der Oberschenkel ... Ich hätte wirklich brüllen können. Ich reagierte mich an meiner Zigarette ab, drückte sie im Aschenbecher aus. Für eine Sekunde dachte ich daran, sie mir auf der Hand auszudrücken, damit der Schmerz mich auf andere Gedanken brachte.

»Was ist denn mit dir los? Hast du dich immer noch nicht beruhigt? Der hat Hummeln im Hintern ...«, sorgte Ramón sich plötzlich.

»Nerv nicht, guck Fernsehen. Meine Beine tun weh.«

Ich konnte nicht die Augen von ihr lassen, obwohl ich wusste, dass ich sie sogar, ohne sie anzusehen, hätte spüren können, wie sie durch den Raum ging, nur anhand der Schwingungen, des Luftzugs und des Rauschens ihrer Bewegungen.